

Der Einsiedler von Tristan da Cunha

Harald Harst, #24

by Max Schraut, 1878-1935

Veröffentlicht: 1920

Verlag moderner Lektüre G.m.b.H., Berlin



Lord Balleray, der Gouverneur der Kapkolonie, hatte Harald Harst und mich an einem Donnerstag zu einer Segelpartie auf seiner Jacht MIRANDA eingeladen gehabt. Wir waren morgens von Kapstadt abgesegelt und verlebten acht behagliche Stunden an Bord des schnellen, eleganten Schiffes und lernten die Gastfreiheit eines vornehmen Engländers von der besten Seite kennen.

Erst auf der Rückfahrt von diesem Ausflug in den Atlantik hinein begann Lord Balleray von jener Angelegenheit zu sprechen, die uns zu unserem nächsten Abenteuer verhelfen sollte.

Wir saßen in bequemen Liegestühlen auf dem Achterdeck der Miranda, als der Lord plötzlich zu Harst sagte:

„Mein sehr verehrter Master Harst, Sie haben doch nun in nächster Zeit keine bestimmte Aufgabe, mit der Sie sich beschäftigen könnten, nachdem Sie hier bei uns in Kapstadt den größten und genialsten Verbrecher aller Zeiten zur Aburteilung der irdischen Gerechtigkeit überliefert haben. Jener James Palperlon sitzt in einer der neuen Mörderzellen des Gefängnisses, aus denen ein Entweichen nur mit Hilfe übernatürlicher Kräfte möglich wäre. Da selbst ein Palperlon über solche nicht verfügt, wird er wohl in nicht allzu langer Zeit den Kopf in die Hanfschlinge stecken müssen. Jedenfalls: für Sie kommt er als Jagdobjekt nicht mehr in Frage! Sie haben der Welt den großen Dienst erwiesen, sie von dieser Geißel, diesem Scheusal befreit zu haben. Würden Sie nun vielleicht ein Geheimnis aufzuklären versuchen, das mit seinen nach außen hin spürbaren Einzelheiten zwar weder lästig noch aufregend ist, immerhin aber so manches enthält, das mich zwingt, mich in meiner Eigenschaft als Gouverneur der Kapkolonie damit näher zu befassen.“

Er rauchte einige Züge und fuhr fort:

„Zu meinem Verwaltungsgebiet gehört auch die weit im Südwesten von Kapstadt gelegene Insel Tristan da Cunha. Eigentlich sind es drei Inseln, aber nur die eine ist umfangreich und fruchtbar genug, um ein paar Kolonisten eine Daseinsmöglichkeit zu gewähren. Darf ich weiterberichten, Master Harst? Oder hätten Sie nicht gerade große Lust, mit meiner Jacht die Insel einmal zu besichtigen?“

„Oh—gewiß habe ich Lust, Mylord!“ nickte Harst. »Ein Geheimnis auf einer nur von 82 Leuten bewohnten, abseits von jedem Schiffsverkehr gelegenen Insel muß doch fraglos recht außergewöhnlich sein, wenn es sogar die Verwaltungsbehörde hier in Kapstadt beschäftigt.“

„Ganz recht. Es ist auch außergewöhnlich, wenn auch scheinbar harmlos.—Vor einem halben Jahr begann das Geheimnis sozusagen, und zwar mit folgendem Vorfall.—Die Ansiedlung auf der Insel liegt am Fuße eines erloschenen Vulkans und besteht aus mehreren farmähnlichen Gehöften. Eines Nachts bemerkten nun zwei Männer auf der Spitze des Kraterberges bei klarem Wetter ein hell schimmerndes Licht, das ähnlich einem Scheinwerfer einen weißen Strahlenkegel ausschickte, wieder verschwand, abermals auftauchte und dann eine bestimmte Richtung beibehielt. Den beiden Männern erschien dieses Licht so seltsam, daß sie am Morgen mit den anderen Kolonisten das Beobachtete besprachen und anfragten, ob jemand denn oben auf dem Krater gewesen sei. Alle verneinten. Damit erhielt jenes Licht sofort notwendig etwas Rätselhaftes. Diele Tage vergingen: es zeigte sich nicht wieder. Dann tauchte es abermals auf; wieder in einer sternklaren Nacht. Diesmal bestiegen vier der Kolonisten den Berg, was mühsam und anstrengend, aber nicht gefährlich ist. Sie sahen während des Aufwärtsklimmens das Licht noch eine ganze Weile. Dann erlosch es. Die Leute entdeckten oben nicht das geringste, was auf die Anwesenheit von Fremden hingedeutet hätte. Sie kehrten enttäuscht wieder um.—In derselben Weise ließen sich die Kolonisten dann noch dreimal zu einer Besteigung des Kraters verleiten, stets ohne Erfolg. Auch am Tage war inzwischen verschiedentlich der Berg abgesucht worden. Der Gemeindevorstand der Kolonie hielt sich nun für verpflichtet, die Sache nach Kapstadt zu melden. Ich schickte einen Polizeinspektor mit zwei Beamten hin. Sie kehrten nach zwei Monaten, nachdem sie das Licht dreimal beobachtet hatten,

unverrichteter Sache zurück. Vor sechs Wochen wurde mir dann gemeldet, daß das weiße Licht nun fast allnächtlich sichtbar sei. Abermals entsandte ich Beamte. Sie erreichten wiederum nichts. Sobald sie in die Nähe des Gipfels des Kraters kamen, verschwand das Licht; wenn sie sich nachts oben verborgen hatten, blieb es aus. Kurz: alles deutete und deutet noch heute darauf hin, daß sich sehr wahrscheinlich Fremde dort auf Tristan da Cunha zu irgend welchen Zwecken verbergen.—Das ist alles, Master Harst. Sie sehen, die Geschichte ist harmlos, wie ich bereits vorhin erwähnte. Ich weiß daher auch nicht recht, ob ich einen Liebhaberdetektiv von Ihrem Weltruf mit einer solchen Angelegenheit überhaupt behelligen darf. Immerhin wäre es mir sehr angenehm, wenn die Sache aufgeklärt würde. Die Kolonisten sind in ihrer Ruhe durch jene Lichterscheinung gestört worden und fürchten, eines Tages könnte ihre Ansiedlung womöglich von einer Rotte geflüchteter Verbrecher oder von dergleichen fragwürdigen Existenzen ausgeplündert werden.“

Harst hatte offenbar nur mit mäßigem Interesse zugehört. Jetzt aber fragte er plötzlich recht lebhaft:

„Rotte von Verbrechern?—Haben sich denn Anhaltspunkte dafür ergeben, daß tatsächlich mehrere Leute heimlich auf Tristan da Cunha hausen?“

„Insofern ja, als bereits fünf Schafe den Kolonisten von der Weide spurlos verschwunden sind.“

„Und daraus schließt man, daß—“

„Allerdings, allerdings, Master Harst. Daraus und aus der Tatsache, daß ohne Zweifel nachts wiederholt auf der Weide auch Kühe gemelkt worden sind.“

„Und man hat im übrigen nie die geringste Spur entdeckt, daß Leute dort in der Verborgenheit leben, Mylord?“

„Nie! Das ist ja gerade das Unheimliche bei alledem.“

„Zeigt sich das Licht stets an derselben Stelle?“

„Jawohl, Master Harst. Stets genau an der Nordwestseite des Kraters. Mit einem Fernglas soll man es von unten ganz deutlich sehen, wenn die Luft klar ist.“

„Nun—ich werde Tristan da Cunha besuchen, Mylord. Nur stelle ich eine Bedingung: niemand darf außer Ihnen erfahren, daß ich die Absicht habe, dorthin zu reisen. Wenn Sie mir Ihre Jacht zur Verfügung stellen, so soll dieselbe mich angeblich anderswohin bringen, sagen wir nach Sansibar zum Beispiel.“

Um 5 Uhr nachmittags machte die MIRANDA im Hafen von Kapstadt wieder fest. Der Gouverneur hatte für uns alle bereits vorher einen Tisch im Atlantik-Hotel belegen lassen. Wir begaben uns sofort dorthin und fanden in dem prächtigen Speisesaal den Tisch aufs geschmackvollste für ein Diner gedeckt. An unserem Tische ging es bald recht lebhaft zu. Gerade als der Kellner den Fisch reichte, erschien Polizeiinspektor Garner und bat Lord Balleray und uns beide um eine kurze Unterredung. Man merkte ihm die nur mühsam niedergehaltene Erregung deutlich an. Wir erhoben uns und traten an den Springbrunnen.

„Mylord,“ begann der Inspektor sofort, „ich muß leider melden, daß James Palperlon vor etwa drei Stunden aus dem Staatsgefängnis entwichen ist.“

„Nicht möglich!“ rief Balleray geradezu entsetzt. „Wie hat denn das geschehen können?!“

„Der Aufseher, der Palperlons Zelle unter sich hatte, muß diesem zur Flucht verholfen haben. Anders ist diese nicht zu erklären. Der Aufseher Mankay leugnet natürlich. Aber—die Zelle ist leer, verschlossen und doch ist Palperlon verschwunden.“

Hier mischte sich Harst ein.

„Wer bemerkte denn Palperlons Entweichen zuerst, Master Garner?“ fragte er kurz.

„Mankay tat's,“ erklärte Garner. „Er machte um vier Uhr seinen gewöhnlichen Rundgang, will dabei durch das Guckloch in der Tür in Palperlons Zelle hineingeschaut und so dessen Verschwinden wahrgenommen haben. Natürlich ist das alles gelogen. Palperlon wird ihm goldene Berge versprochen haben, und da hat sich Mankay eben betören lassen. Palperlon war ja mit Stahlfesseln an die Wand gekettet. Die Fesseln sind unbeschädigt.“

Lord Balleray meinte jetzt recht erregt zu Harst:

„Was halten Sie davon, Master Harst?—Schade—nun wird das Geheimnis von Tristan da Cunha—“ Er biß sich auf die Lippen, fuhr schnell fort. „Ich rede Unsinn. Nun wird Palperlon Ihre Zeit wieder nur allzu sehr in Anspruch nehmen, und Sie—“ Harsts Gesichtsausdruck ließ ihn den Satz nicht beenden.

„Was haben Sie denn, bester—“

Harst eilte plötzlich davon, kehrte erst nach fünf Minuten zu uns zurück und sagte achselzuckend:

„Ich hätte flinker sein müssen, Mylord, wir sind hier von einem Herrn belauscht worden. Der Mann stand dort hinter jener Palme, kaum drei Schritt von uns entfernt. Als ich ihn bemerkte, verschwand er durch den Nebenausgang dort. Der Mann war ohne Frage—Palperlon!“

„Aber ich bitte Sie, Master Harst!“ meinte Lord Balleray zweifelnd. „Wie wollen Sie das—“

„Ich werde es beweisen, Mylord. Fahren wir zum Gefängnis. Diese merkwürdige Flucht Palperlons interessiert mich.“

Inspektor Garners Dienstauto brachte uns in fünf Minuten zum Staatsgefängnis, wo die ganze Beamtschaft sich in einer leicht begreiflichen Aufregung befand.

Im Zimmer des Direktors wurde der Aufseher Thomas Mankay auf Garners Befehl von zwei Kollegen bewacht. Der Direktor hatte bereits alles versucht, Mankay zu einem Geständnis zu bewegen. Thomas Mankay war ein etwa vierzigjähriger, blasser Mensch, ein früherer Feldwebel der Kolonialarmee. Er machte jetzt einen vollkommen verstörten Eindruck. Weinend fast beteuerte er auch Lord Balleray gegenüber seine Unschuld.

„Master Harst, retten Sie mich,“ sagte er mit zitternder Stimme. „Ich habe in Indien zwölf Jahre in der Armee treu gedient. Und jetzt soll ich plötzlich ein Lump sein!“

Ihm traten Tränen in die Augen.

Harst beobachtete ihn scharf, meinte dann gleichgültig: „Ihr Leugnen hilft Ihnen nichts! Sie haben Palperlon die Flucht ermöglicht!“

Mankay knickte förmlich zusammen. „Auch Sie, Master Harst—auch Sie!“ rief er verzweifelt und reckte die Arme wie beschwörend hoch. „Es ist nicht wahr: ich tat es nicht. und ich kann—“

Harst winkte ihm zu. „Lassen Sie all das, Mankay!“ unterbrach er ihn. Dann befahl er den beiden anderen Aufsehern, Mankay in das Vorzimmer zu führen.

Als wir nun allein waren—der Lord, Garner, der Direktor und wir beide—sagte Harst zu Balleray: „Mylord, ich will Ihnen zeigen, wie Palperlon entwischt ist. Wir werden hier folgende kleine Komödie spielen. Mankay wird nach fünf Minuten wieder hereingerufen. Inzwischen muß hier ein sehr lebhafter Wortwechsel stattgefunden haben, und Inspektor Garner muß auch einen der Aufseher um zwei Paar Handschellen schicken. Kurz: es muß der Eindruck erweckt werden, daß wir beide, Schraut und ich, von Garner überführt worden sind, Palperlons Entweichen verschuldet zu haben. Ich bitte uns beide recht grob zu behandeln, zu fesseln und in dieselbe Zelle zu bringen, Mankay aber wieder sein bisheriges Amt zu übertragen. Er wird uns dann fraglos sehr scharf bewachen. Wenn Sie hier warten wollen, Mylord. In zwei Stunden hoffe ich wieder mit Schraut gegen Ihren Willen frei zu sein, das heißt, ich werde in derselben Weise mit Schraut der Zelle entrinnen, wie Palperlon dies tat.“

Ich gebe zu, daß ich damals genau so sprachlos über diesen Vorschlag Harsts war, wie die drei anderen Herren.—Nach einigem Hin und Her wurde die Komödie dann aber genau so in Szene gesetzt, wie Harst dies gewünscht hatte.

Ich will Einzelheiten hier fortlassen. Jedenfalls saßen wir beide nach einer Viertelstunde in der kahlen Mörderzelle auf den Schemeln, waren an die Wand gefesselt und wurden von Thomas Mankay mit den Worten bedacht: „Na—Ihr beide sollt mir nicht entwischen, Ihr verdammten Schufte! Detektive wollt Ihr sein! Inspektor Garner hat euch bewiesen, was man von euch zu halten hat!“ Dann ging er hinaus.

Jetzt hatte ich endlich Gelegenheit, Harald zu fragen:

„Was soll dies alles?! Wenn Du mir je unverständlich warst, so ist es jetzt!“

„Aber lieber Alter! Unverständlich?! Hast Du denn gar nichts bemerkt?! Ist Dir an Mankay nichts aufgefallen?“

„Nichts! Er war nur eben sehr erregt.“

„Stimmt! Zu erregt für einen Menschen, der—doch nein. Ich will Dir den Spaß nicht verderben. Warte ab. Mankay wird sehr bald hier erscheinen und wird schnauben, weil wir die Frechheit besitzen, uns zu unterhalten. Er soll hier erscheinen.“—

Da hörten wir schon das Öffnen der Türriegel. Mankay trat ein, rief grimmig und wild mit der rechten Hand uns drohend:

„Werdet Ihr Schufte wohl das Unterhalten bleiben lassen.—Ich begreife nicht, daß man euch nicht jeden in eine Zelle gesperrt hat! Ich—“

„Mankay!“ fiel ihm Harst leise, aber mit Nachdruck ins Wort. „Thomas Mankay, kommen Sie näher. Ich will Ihnen—nur Ihnen!—mitteilen, wie wir's angestellt haben, daß Palperlon entwischen konnte.“

Mankay wurde neugierig, verschloß die Zellentür und setzte sich auf das eiserne Bett Harst gegenüber. Er freute sich offenbar, nachher seinen Direktor mit Harsts Beichte überraschen zu können.

In der Zelle brannte unter der Decke eine einzelne elektrische Birne. Mankay hatte aber noch der Vorschrift gemäß eine Laterne mit, die er nun so stellte, daß ihr Lichtschein ihn und Harst gleichmäßig traf.

Daß der Aufseher vor Harst sehr auf der Hut war, merkte man ihm an. Er hatte seinen Dienstrevolver gespannt in der Rechten und den Finger am Abzug.

Harst beugte den Oberkörper weit vor, flüsterte:

„Mankay, Palperlon hatte mir zehn Millionen in Gold versprochen, wenn ich dafür sorgte, daß ihm die Flucht ermöglicht wurde.“

Der Aufseher rief ungläubig: „Zehn Millionen? In Gold?!“

„Ja!“

Mankays Augen beobachteten Harsts Gesicht unablässig. Er wollte feststellen, ob dieser ihn wohl nur zum Narren hielte.

„Ja—zehn Millionen! Das Gold liegt in einem Versteck unweit Kapstadt,“ fuhr Harst in seiner Lügengeschichte fort, deren Zweck mir völlig unerfindlich blieb. „Palperlon sagte mir, das Versteck sei ein hohler, sehr alter Affenbrotbaum unweit einer Farm an der Bellmont-Bucht. Er sagte mir weiter: ›Sie müssen schlafen—fest schlafen, wenn Sie beweisen wollen, daß Sie schuldlos sind. Ich will, daß Sie schlafen, Mankay! Ich will es! Schauen Sie mir in die Augen! Sie sollen jetzt die Lider schließen. Ich befehle es!‹“

Und—Mankay gehorchte.

Ich wußte jetzt Bescheid. Dieser Mankay war ein gutes Medium für hypnotische Beeinflussung; er war nervös, willensschwach wie viele, die lange in den Tropen gedient haben.

Kurz darauf hatte Harst den Aufseher fest eingeschläfert, erteilte ihm nun verschiedene Befehle, zunächst zur Probe, die der Hypnotisierte ganz so ausführte, als befände er sich in normalem Zustand.

Dann ging Harst einen Schritt weiter und verlangte von Mankay, uns genau so zu befreien, wie er dies bei Palperlon getan hätte.

Wie Mankay diese Flucht ahnungslos ermöglicht hatte, erlebten wir jetzt mit allen Einzelheiten. Der Aufseher verließ die Zelle, kam nach etwa fünf Minuten zurück, nahm uns die Fesseln ab und führte uns in eine Vorratskammer, wo er uns einschloß. Wieder nach etwa fünf Minuten (inzwischen hatte er seinen Kollegen im unteren Stockwerk unter einem Vorwand weggeschickt, brachte er uns über eine Nebentreppe in den Garten des Direktors. Wir waren frei, denn uns trennte nur noch eine Mauer von der Straße.

Harst befahl jetzt Mankay noch, bevor wir uns trennten, nach zehn Minuten aus seinem hypnotischen Schlaf zu erwachen und sich dann an nichts mehr zu erinnern, was mit unserer Flucht zusammenhing.

Wir kletterten nun über die Mauer und waren gleich darauf im Verwaltungsgebäude im Zimmer des Direktors, wo unser Erscheinen ebenso laute Ausrufe des Staunens weckte, wie Harsts kurze Erklärung über das Geheimnis von Palperlons Entweichen.

„Daß Palperlon nur so sein Entkommen bewerkstelligt haben konnte, war mir sofort klar,“ sagte Harst zum Schluß. „Und daß er irgendwo sich einen Gesellschaftsanzug gestohlen hat, werden die weiteren Nachforschungen ergeben. Er muß sich auch erkundigt haben, wo ich mich heute aufhielt. So nur konnte er im Hotel Atlantik erscheinen und uns belauschen. Dies beweist wieder einmal seine Kaltblütigkeit und Frechheit. Ihm ist eben alles möglich—alles!“

Weshalb ich diese Episode, Palperlons Flucht, hier eingehender schildern mußte, wird dem Leser später unschwer einleuchten.

Tristan da Cunha!

Was hatten wir uns darunter vorgestellt, und was fanden wir!—Schon von der See aus wirkte der ungeheure Vulkankegel imposant und geheimnisvoll. Wie schön aber diese so weltferne Insel war, wie sauber und behaglich ihre Gehöfte, in frisches Grün eingebettet, dalagen, wie zufrieden und glücklich die Kolonisten hier in der meerumrauschten Einsamkeit dahinlebten—das alles nahmen wir erst wahr, als die Jacht MIRANDA den kleinen Hafen angelaufen und als ein Empfehlungsschreiben Lord Ballerays den beiden deutschen „Naturforschern“ Professor Hirt und Doktor Schratt (diese Titel gehörten nun mal mit zu der harmlosen Rolle, die wir hier spielen wollten) sofort das liebenswürdige Entgegenkommen sämtlicher Bewohner gesichert hatte.

Der Vorsteher der Kolonie, ein Master Allan Molbott, hatte uns in seinem geräumigen Hause bereitwilligst ein Zimmer überlassen. Ein Hotel oder einen Gasthof gibt es ja auf Tristan da Cunha nicht. Mittags waren wir angekommen, besichtigten nachmittags die Insel, ohne den Berg zu erklimmen und verlebten den Abend im Kreise der Kolonisten, wobei natürlich auch die Rede auf das rätselhafte Licht kam, ohne daß Harst dieses Thema etwa irgendwie berührt hätte. Er tat auch bei der Erörterung dieses Inselgeheimnisses ganz so, als ließe ihn die Sache recht kalt.

Gegen Mitternacht wollten wir uns in unser Zimmer zurückziehen. Molbott schlug vor, einmal nach dem Lichte Ausschau zu halten, bevor wir schlafen gingen. Wir traten also sämtlich auf den Hof hinaus. Gerade vor uns ragte dunkel und massig der ungeheure Vulkan empor. Molbott beschrieb uns die Stelle, wo auf der abgeplatteten Bergspitze das Licht sich stets auf demselben Fleck zeigte. Kaum hatte er die ersten Sätze gesprochen, als einer der Kolonisten rief: „Da—da ist es!“

Die Luft war sehr klar. Molbotts Gehöft lag auf der dritten Bergterrasse. Die Entfernung bis zum Kratergipfel mochte etwa 1000 Meter betragen. Trotzdem war die Lichterscheinung auch mit bloßem Auge genau zu erkennen. Lord Ballerays Bemerkung, daß es sich vielleicht um einen Scheinwerfer handele, war recht zutreffend gewesen. Auch ich nahm wahr, daß das Licht erst einen Strahlenkegel schräg aufwärts sandte, dann aber wie ein weißer Punkt unverrückbar dieselbe Stellung beibehielt.

An sich hätte die Lichtquelle, dieses strahlende Pünktchen, kaum etwas Rätselhaftes an sich gehabt. Es waren eben nur die ganzen Begleitumstände, die ihm erst das Geheimnisvolle verliehen. Kannte man diese wie auch Harst und ich sie kannten, so wirkte das Licht doch seltsam aufregend. Unwillkürlich ließ einen die Frage nicht los: Wer ist's, der es dort aufglühen läßt und zu welchem Zwecke geschieht's?

Ich hatte mir dies schon während der Ueberfahrt von Kapstadt nach hier des öfteren überlegt und hätte auch Harsts Ansicht darüber gern eingeholt. Aber er hatte nur die Achseln gezuckt. „Sehen geht vor sagen,“ war seine Antwort gewesen.

Auch jetzt schwieg er sich aus, gähnte sogar sehr ungeniert und ließ erkennen, daß er für Geheimnisse nichts übrig hätte.

Als wir ins Haus zurückgingen, nachdem Molbotts Gäste sich verabschiedet hatten, sagte er zu unserem liebenswürdigen Wirt: „Manch einer, der nach Tristan da Cunha kam, ist wohl sehr bald wieder in die kultivierte Welt zurückgekehrt. Trotz all der Naturschönheiten hier dürfte es nicht jedem gegeben sein, so vollständig auf die Zerstreungen und Annehmlichkeiten einer größeren Gemeinschaft von Menschen zu verzichten.“

„Oh—da sind Sie sehr im Irrtum, Master Hirt, sehr!“ entgegnete Molbott eifrig. „Wer sich hier niederläßt, hat stets ein bestimmtes Ziel im Auge: er will so viel sparen, daß er nach vielleicht fünfzehn oder zwanzig Jahren als leidlich wohlhabender Mann in die alte Heimat zurückkehren kann. Nur insofern wechseln also unsere Kolonisten: haben sie genug erübrigt, sagen sie Tristan da Cunha natürlich lebewohl. Auch ich gedenke nur noch vier Jahre hier zu bleiben. Daß jemand schon nach kurzer Zeit unserer Insel wieder den Rücken kehrt, ist während der zwölf Jahre, die ich hier ansässig bin, erst ein einziges Mal geschehen.“

Dann trennten wir uns. Harst ging sofort zu Bett. Ich—hätte gern noch mit ihm ein wenig geplaudert. Aber auf meine Frage, was er denn jetzt nach persönlicher Beobachtung der Lichterscheinung dazu zu bemerken hätte, erklärte er gähmend: „Nicht viel mehr wie früher. Nur—der Kolonist Draaken hat mir ganz besonders gefallen. Der Mann hat so ein nettes Lächeln an sich.—Gute Nacht, Schraut.“

Draaken?! Nettes Lächeln?! Hallo—dahinter steckte etwas! Das war mein letzter Gedanke bevor ich einschlief. Am folgenden Nachmittag um zwei Uhr bestiegen wir den Berg unter Führung des siebzehnjährigen Sohnes Molbotts, eines strammen Burschen, der leidenschaftlicher Robbenfänger war.

Getreu unserer Rolle als Naturforscher schenkten wir sowohl dem Pflanzenwuchs als auch den Gesteinen während des Aufstieges die größte Beachtung und füllten unsere Rucksäcke mit allerlei Dingen, von denen wir wohl nicht viel mehr verstanden als unser gesprächiger und heiterer Führer Austin Molbott. Gegen vier Uhr nachmittags erreichten wir den Gipfel und sahen nun auch den merkwürdigen Kratersee, eine etwa eiförmige Wasseransammlung von etwa 90 Meter größtem Durchmesser.

Der See hatte ringsum vollständig abschüssige Ränder. Am besten war er mit einem ungeheuren Topf zu vergleichen, der nur teilweise gefüllt ist. Die Steilufer des Beckens waren an manchen Stellen bis zu vierzig Meter hoch, und nur an drei oder vier schluchtähnlichen Einschnitten konnte man so tief hinabklettern, daß der dunkle Wasserspiegel etwa sechs bis sieben Meter unter einem lag.

Harst erklärte jetzt dem jungen Molbott, daß wir seiner nicht mehr bedürften; den Rückweg fänden mir schon allein, und es würde für ihn nur langweilig sein, zuzusehen wie wir hier oben das Gestein und alles andere untersuchten. Er verabschiedete sich denn auch und verschwand sehr bald unseren Blicken.

„So,“ meinte Harald plötzlich sehr lebhaft werdend. „Nun an die Arbeit, mein Alter. Es muß hier ja für gute Augen fraglos allerlei zu finden sein. Denn wer hier oben als Einsiedler haust und dazu nachts mit einem Scheinwerfer operiert—einem sehr großen Scheinwerfer!—wer also sogar elektrischen Strom zur Verfügung hat, der verfolgt hier ganz bestimmte Absichten. Von seiner Tätigkeit müssen Spuren vorhanden sein—müssen, mag er auch noch so vorsichtig und schlau alles in Szene setzen.“

Harst suchte nun einen Punkt an dem Kraterrande auf, von dem aus er etwa feststellen konnte, wo das Licht sich ungefähr befinden haben mußte. Er deutete auf die Niederlassung hinab und meinte: „Dort liegt Molbotts Gehöft. Also muß die Stelle, wo der Scheinwerfer arbeitete, etwa dort gewesen sein.“ Seine Hand wies auf einen ungeheuren, einzelnen Felsblock, der auf dem Kraterrande ruhte und etwa der Ruine eines Turmes glich. „Der Felsblock also muß den Ausgangspunkt unserer Nachforschungen bilden. Er ist ungefähr 30 Meter hoch, verbreitert sich nach unten und ist von Spalten und Sprüngen zerfurcht wie das Gesicht eines alten Fischers. Was bemerkst Du in etwa dreiviertel Höhe des Felsblockes, mein Alter? Nun: einen kancelartigen Vorsprung, dahinter eine Vertiefung, deren Umfang wir erst zu erkennen vermögen, wenn wir die Kanzel erklimmen haben. Das will ich jetzt versuchen. Da—nimm meinen Rucksack an Dich und—nimm noch etwas zur Hand, unsere kleine, stets nützliche mechanische Lebensversicherung auch Selbstladepistole genannt. Man kann nie wissen, ob dieser Einsiedler—es mögen auch mehrere sein!—nicht seine Geheimnisse sehr nachdrücklich verteidigt. Bemerkst Du was Bedrohliches, so knalle nur sofort los. Ich traue dem Frieden hier nicht.“

Wir standen, während Harst mir diesen Vortrag hielt, mit dem Rücken zum Kratersee hin und zwar an einer stark geneigten Stelle.

Harst legte seinen Rucksack ab, bückte sich etwas, legte auch seinen derben, selbstgeschnittenen Spazierstock daneben.

Da—hinter uns plötzlich ein so gellender Hilferuf, daß wir ordentlich zusammenzuckten und blitzschnell herumfahren.

Merkwürdig dabei war, daß mir ganz deutlich das Wort „Hilfe“—das deutsche Wort Hilfe verstanden hatten.

„Das kam vom See her,“ flüsterte Harst und eilte dem Rande des Steilufers zu.

Wir beugten uns vor, blickten hinab. Fünfzehn Meter unter uns schimmerte die fast schwarz erscheinende Oberfläche des Sees.

Aber — nirgends — nirgends auch nur die Spur eines Menschen. Lediglich eins merkte ich: der Wasserspiegel war jetzt nicht glatt, sondern warf kleine Wellen auf, die von einer bestimmten Stelle auszugehen schienen.

Dann—dann geschah das, was Harst später als „raffiniertes Attentat“ bezeichnete.

Ganz plötzlich löste sich ein Teil des Felsrandes, scheinbar ohne jede äußere Ursache ab—gerade der Teil, auf dem wir standen.

Ich stieß vor Schreck noch ein höchst zweckloses: „Wir stürzen hinab!“ aus; da schlug ich auch schon mit der Seite auf das Wasser auf. Der Anprall aus solcher Höhe war so heftig, daß mir sofort schwarz vor den Augen wurde. Ich verlor halb die Besinnung, machte nur mechanisch einige Schwimmbewegungen, fühlte dann Harsts Hand am Kragen meiner Lodenjoppe und hörte seine Stimme:

„Raffe Dich auf! Es geht ums Leben!“

Ich will nicht im einzelnen berichten, was wir dann alles taten, um nicht in diesem Riesentopf wie die Mäuse zu ertrinken. Ein Erklettern der Steilufer war ausgeschlossen. Wir versuchten es rundum. Wir wurden immer matter. Wir klammerten uns an der Felswand fest und suchten mit den Füßen gleichfalls irgendwo einen Halt. Aber mit der Zeit starben uns die Arm- und Fingermuskeln ab. Ich fühlte meine Kräfte schwinden. Ich sah auch, daß Harst vor Anstrengung der Schweiß

über das Gesicht lief. Dicht nebeneinander hingen wir an der Ostseite der Felswand bis zum Halse im Wasser. Dann sagte Harst mit seltsam heiserer Stimme:

„Diesmal hilft kein noch so geistreicher Gedanke uns hier heraus. Lieber Alter, vielleicht wird die Welt nie erfahren, wie jämmerlich wir hier ertrunken sind, und wo wir eigentlich endeten. Wir hätten noch vorsichtiger sein sollen. Dieser Einsiedler von Tristan da—“

Mehr hörte ich nicht. Ich spürte in meinen Armen einen schmerzhaften Muskelkrampf; vor meinen Augen stoben Feuerräder auf; ich versank—immer tiefer; hörte noch in meinen Ohren ein donnerndes Brausen, glaubte noch zu fühlen, wie meine Beine sich in Schlingpflanzen verfangen, wie diese Schlinggewächse mich noch tiefer zerrten.

Dann nichts mehr—nichts.

Es war das erste und das letzte Mal in meinem Leben, daß ich alle Stadien des allmählichen Erwachens durch Wiederbelebungsversuche durchmachte.

Als ich endlich so weit war, mit klarem Verstande die Vorgänge um mich her unterscheiden zu können, als ich die Augen auftat, gewahrte ich dicht über mir das Gesicht Allan Molbotts.

„Ah—er kommt zu sich!“ rief Molbott freudig. „Master Schratt—Master Schratt, Sie haben uns verdammt mehr Mühe gemacht als Master Hirt. Na—nun haben wir Sie ja auch so weit!—Da—ein Schluck Brandy! Trinken Sie nur!“

Er richtete mich auf. Ich sah nun, daß Harst vor mir auf dem kahlen Fels saß, mit dem Rücken an den ungeheuren Steinblock gelehnt; sah weiter den jungen Austin Malbott, dann noch einen der Kolonisten namens Reperton; sah auch, daß das Abendrot den Kratergipfel in wundervolle Röte tauchte und—aus Harsts Gesicht ein zufriedenes Lächeln.

Ich trank. Der Brandy war scharf. Aber es war wirklich die beste Kur. Ich wurde schnell wieder kräftiger, atmete tief und frei und sagte dann zu Molbott:

„So haben Sie uns doch noch zur rechten Zeit aus dem See herausgeholt! Ohne Sie wären—“

„Aus dem See?!“ unterbrach er mich. „Nein, Master—keine Rede davon. Das ist ja gerade das Sonderbare. Sie und Master Hirt lagen hier nebeneinander auf dem Felsboden, als wir anlangten. Wir waren Ihnen entgegengekommen. Wir fürchteten, Sie würden den Rückweg—den bequemsten—nicht finden.“

Ich schaute ihn ungläubig an. Da erklärte Harst schon:

„Ich holte Dich heraus, Freund Schratt. Aber—dann war's auch mit mir vorbei. Ich verlor das Bewußtsein.“

Zwei Stunden drauf waren wir wieder unten in Molbotts Heim, aßen mit gutem Appetit zu Abend und zogen uns dann in unser Zimmer zurück. Als ich schon im Bett lag, als Harst dann die Petroleumlampe ausgelöscht hatte, als tiefste Dunkelheit uns umgab, setzte Harald sich zu mir auf den Bettrand. Ich vernahm sein Flüstern. Aber—zunächst begriff ich kaum, was er sprach. So unglaublich waren diese Mitteilungen.

„Mein Alter, ich habe Molbott und die anderen hier belogen. Nicht ich war es, der Dich aufs Trockene brachte. Nein—ich versank genau so wie Du, als es mit meinen Kräften vorbei war. Ich war überzeugt: das ist das Ende!—Aber—der Einsiedler von Tristan da Cunha hatte uns nur einen halben Tod als Warnung zuge-

dacht. Kein anderer als er kann uns aus dem See herausgezogen und nebeneinander auf den Kraterrand gelegt haben—nur er! Der Mann wollte uns zeigen: ›Laßt die Finger von dieser Sache! Ich weiß wer Ihr seid!‹—Das Felsstück, mit dem wir abrutschten, war vorbereitet. Das heißt: das Ganze war ein raffiniertes Attentat. Man hat uns absichtlich durch den Hilferuf an jene Stelle gelockt. Das Felsstück mag schon früher lose gewesen sein, ist dann aber eigens zu unserem Empfang völlig gelockert worden. Wenn zum Beispiel ein dünner Draht von einem Stein, der diesen losgesprengten Randteil des Seeufers stützte, irgendwohin lief, wenn dann an diesem Draht gezogen wurde, dann verlor das Felsstück den Halt und—die Sache hatte geklappt, wie es ja auch tatsächlich geschehen ist.—Nun—dieser Einsiedler ist trotz alledem ein Dummkopf. Ich weiß jetzt nicht nur seinen Namen, sondern auch vieles andere. Er wird es sich gefallen lassen müssen, daß ich ihm noch in dieser Nacht einen Besuch abstatte. Ich werde nach einer Stunde, wenn hier alles schläft, aufbrechen. Der Mann soll merken, daß Harald Harst sich nicht ungestraft halb ersäufen läßt.—So — jetzt gute Nacht, mein Alter.“

„Ich komme mit!“ flüsterte ich und packte seinen Arm. „Du mußt mich mitnehmen. Ich lasse Dich auf keinen Fall allein gehen.“

Unser Zimmer hatte zwei Fenster und lag im Erdgeschoß zur Falmouthbai hinaus, wie der Meereseinschnitt im flachen Vorlande der Insel getauft ist. Wir gelangten bequem und unbemerkt ins Freie.

Um elf waren wir aufgebrochen. Wir schritten kräftig aus. Schon nach zehn Minuten rann mir der Schweiß den Rücken entlang. Harst machte den Führer und ging so sicher, als hätte er den erloschenen Vulkan schon so und so oft bestiegen.

Es war $\frac{1}{2}$ 1 Uhr, als wir uns jetzt mit größter Vorsicht dem Gipfel näherten. Das Licht war nicht zu bemerken. Dunkel und düster ragte die abgeplattete Kraterspitze in das Sternengefunkel hinein.

Je höher wir jetzt kamen, desto behutsamer wählten wir den Weg, hielten uns stets im Schatten höherer Felspartien und vermieden jedes Geräusch.

Die letzte Strecke krochen wir auf allen Vieren. Harst richtete es so ein, daß wir von Osten her an den großen Felsblock uns sacht heranschlängelten. Dann blieben wir in einer Bodenvertiefung zwischen Steingeröll liegen und harrten der Dinge, die vielleicht kommen würden—vielleicht!

Aber—es geschah nichts. Vor uns auf etwa zwanzig Meter hatten wir den ungeheuren Block. Die Felskanzel, auf die Harst mich nachmittags aufmerksam gemacht hatte, sahen wir von der Seite wie einen Buckel.

Da die Nacht windstill war, vernahmen wir nur ganz undeutlich das Getöse der Brandung, die dauernd die Westseite von Tristan da Cunha umdonnert; hin und wieder erklang der klagende Schrei eines Seevogels. Das war alles.

Eine Stunde mochte vergangen sein. Ich war halb eingeschlummert. Da fühlte ich Harsts Hand auf meinem Arm, wurde schnell wieder munter. Sein Mund berührte mein Ohr, als er mir zuraunte:

„Ein Mann erklimmt den Felsblock—“

Ich schaute hin.—An der rissigen, kahlen Wand des riesigen Blocks bewegte sich etwas. Ich hörte das Poltern losbrechender Steine. Meine Augen gewöhnten sich an die schwache Beleuchtung. Ich gewahrte den Kletterer nun deutlicher, der bereits der Felskanzel nahe war. Jetzt streckte er den rechten Arm aus, suchte

sich an der Oberseite der Felsnase festzuhalten. Nun schwang er sich mit dem halben Leib hinauf.

Aber—seine Kräfte schienen ihn plötzlich verlassen zu haben. Ein lauter Angst-ruf. Der Mann verlor den Halt, stürzte ab, prallte gegen einen kleinen Vorsprung, versuchte sich hier festzuklammern, glitt wieder aus und schlug mit dumpfem Krach auf den Steinboden am Fuße des Felsens auf.

Harsts Hand hielt mich zurück. Ich hatte mich aufrichten wollen. „Keine Bewegung!“ flüsterte er. „Wir schweben hier in nicht geringerer Gefahr als der, den man hier soeben aus fünfzehn Meter Höhe hinabbefördert hat!“

Wieder dieselbe Stille wie vorhin.—Ich kann nicht behaupten, daß mir damals besonders behaglich zumute war. Nein—der Gedanke, daß da vor uns vielleicht ein Mensch mit gebrochenem Genick lag, daß ein anderer Mensch hier mit allen Mitteln ein Geheimnis unbekannter Art verteidigte, hatte zu viel Aufregendes an sich.

Wir warteten. Der harte Steinboden bildete gerade keine sehr angenehme Sitz-gelegenheit. Und dabei durfte ich nicht einmal versuchen, mir hin und wieder eine andere Lage zu geben. Sofort preßte Harst meinen Arm mit aller Macht. Das hieß: Verhalte Dich gefälligst still!

Dann—endlich im Osten ein fahler Schimmer des neuen Tages; dann—stand Harst auf, meinte halblaut:

„Wagen wir es jetzt, dem vorwitzigen Draaken Hilfe zu bringen, falls er überhaupt noch lebt.“

„Wem: Draaken?“ fragte ich erstaunt.

„Ja—ur er kann der Abgestürzte sein—nur er! Sein Lächeln vorgestern abend bei der Erörterung des Tristan da Cunha-Geheimnisses war so vielsagend, daß ich mir gleich dachte: Draaken muß dem Geheimnis halb und halb auf der Spur sein!—Es ist ein kräftiger Mensch, bedächtig, wie alle Holländer, aber doch zu unvorsichtig einem Gegner gegenüber wie diesem Einsiedler.—Komm—hoffentlich ist er nur bewußtlos und hat nur mit ein paar Rippenbrüchen seine Kühnheit bezahlt.“—

Nun—Draaken lebte. Er war nur bewußtlos. Wir trugen ihn schnell aus der Nähe des Felskolosses weg. Harst schien sich vor einem Angriff durch Felsstücke von oben zu fürchten.

Es wurde heller und heller. Draaken hatte am Hinterkopf eine blutige Wunde. Auch sein linker Unterarm war gebrochen. Als er schließlich wieder zu sich kam, als er uns erkannte, schien er seinen Augen nicht trauen zu wollen, daß gerade wir beide neben ihm knieten.—Er mußte einen sehr widerstandsfähigen Körper besitzen, da er sehr bald sich aufrecht setzte und auch Harsts Fragen beantwortete.

Er gab zu, sich seit langem mit der geheimnisvollen Lichterscheinung auf eigene Faust beschäftigt zu haben. So hatte er schließlich auch herausgefunden, daß das Licht nur auf dem einzeln stehenden großen Felsblock seinen Standort haben könne. Als er einmal diesen Felskoloß am Tage näher untersucht hatte, war jedoch plötzlich von der Höhe ein Stein von fast 2 Zentnern Gewicht herabgesaut und hätte ihn beinahe erschlagen. Ob hierbei Menschen die Hand mit im Spiel gehabt hätten, war nicht festzustellen gewesen. Immerhin warnte ihn dieser Vorfall

und kühlte auch seine Unternehmungslust bedeutend ab. Er ließ viele Wochen verstreichen, Ehe er sich wieder einmal auf den Berg wagte und zwar an einem stürmischen, regnerischen Abend an dem man, wie er betonte, wirklich keinen Hund hinter dem Ofen hervorgejagt hätte. „Diesmal nun hatte ich Glück, Master Hirt,“ berichtete Draaken weiter. „Sogar sehr großes Glück. Ich überraschte nämlich dort am Fuße des Felsblockes zwei Menschen—“

„Aha,“ warf Harst ein. „Einen Mann und eine Frau!“

„Ganz recht, Master, das heißt: ich hütete mich natürlich, mich sehen zu lassen. Ich wußte ja: bei dem schlechten Wetter war keiner der Kolonisten hier oben! Es konnte sich also nur um die Leute handeln, die mit dem Licht irgend etwas vorhatten und die mir vielleicht auch mit dem 2-Zentnerstein das Leben hatten verkürzen wollen.—Aber, Master Hirt, mir fällt da eben ein: Haben Sie denn auch schon den Mann und die Frau beobachtet, die hier allerhand dunkle Dinge treiben?“

„Ja,“ erwiderte Harst zu meinem Erstaunen. „Ich beobachtete die beiden. Aber mit dem geistigen Auge.“

„So so. Das ist wohl so 'n moderner Name für 'ne neue Sorte Fernglas, dieses *geistige Auge*, Master Hirt?“

„So ähnlich!“ nickte Harst. „Was taten der Mann und das Weib denn, bester Draaken?“

„Sie unterhielten sich sehr eifrig. Und dann—“ er lächelte trotz seiner Verletzungen ein wenig—„dann—“

„—küßten sie sich, und die Frau eilte davon,“ vollendete Harst.

Draaken riß den Mund vor Staunen auf.

„Waren Sie denn dabei, Master Hirt?“ fragte er kopfschüttelnd und musterte Harst nun sehr argwöhnisch, fügte plötzlich hinzu: „Sie—Sie sind gar keine Gelehrten, keine Naturforscher! Sie sind—“

„Detektive—allerdings!“ bejahte Harst leise. „Aber das bleibt unter uns, lieber Draaken. Wir sind auch nur sogenannte Liebhaberdetektive. Wir lassen uns unsere *Arbeit* nie bezahlen. Der Gouverneur Lord Balleray bat mich, das Geheimnis von Tristan da Cunha aufzuklären. Die Hauptsachen habe ich aufgeklärt.—Doch, jetzt müssen wir an Sie denken, Draaken. Ich werde Ihnen den Arm schienen. Können Sie wohl zu Fuß den Berg hinab?“

„Gewiß kann ich's! Wir sind hier zäh, Master Hirt.“

Den Abstieg erledigten wir in aller Gemächlichkeit und mit verschiedenen Ruhepausen, so daß Harst Zeit genug hatte, Draakens Bitte zu erfüllen und sich eingehender über das zu äußern, was er bisher über die Lichterscheinung ermittelt hatte.

Mir war dieser Vortrag genau so interessant wie Draaken. Harst hatte ja—eine alte Schwäche von ihm—auch mir gegenüber bisher nur allgemeine Redensarten über diesen „Fall“ gemacht, aus denen als Hauptsache lediglich das eine hervorgegangen war, daß er den Namen des Einsiedlers; wie er den rätselhaften Urheber der Lichterscheinung bezeichnet hatte, bereits kannte.—Ich will das, was Harst uns mitteilte, im Zusammenhang hier angeben und nur die wichtigsten unserer Zwischenbemerkungen mit anführen.

„Es war mir bereits in Kapstadt klar,“ begann Harst, „daß der Scheinwerfer dazu diente, den Kratersee, besser dessen Tiefen zu durchleuchten. Wer nun an dem

Kratersee so viel Interesse hatte, in der Verborgenheit auf der Insel zu leben und den See mit Hilfe einer starken Leuchtquelle nachts bis auf den Grund zu bestrahlen, der—suchte dort etwas—etwas von hohem Wert. Sonst hätte er wohl nicht all die Unannehmlichkeiten eines solchen Daseins, das dem eines beständig Verfolgten glich, auf sich genommen. Was er dort sucht, weiß ich bisher nicht. Man könnte ja vielleicht an Gold denken, das auf dem Grunde des Kraters im Gestein oder als Goldkiesel vorhanden sein mag. Ich glaube dies jedoch nicht. Wir wollen diesen Punkt vorläufig auch unerörtert lassen.—Eine Beleuchtung des Kraterbodens hätte nun nur einen Zweck gehabt, wenn der Unbekannte auch in der Lage gewesen wäre, mit Hilfe einer Taucherausrüstung in die Tiefe des Sees hinabzusteigen und sich dort wie auf dem Trockenen zu bewegen. Ich mußte also in Verbindung mit meinen ersten Kombinationen zu dem Schluß kommen: der Mann besitzt außer dem wahrscheinlich durch Akkumulatoren gespeisten Scheinwerfer auch einen Taucheranzug. Dann mußte er aber auch einen Gefährten haben, der die Luftpumpe der Taucherausrüstung bediente.—Als ich hier anlangte, rechnete ich also nicht mit einem, sondern mit zwei Einsiedlern.

„Wer konnten nun diese Leute sein? Woher hatten sie erfahren, daß der Kratersee wertvolle Dinge irgendwelcher Art enthielt. Dies waren die Fragen, mit denen ich mich erst hier an Ort und Stelle beschäftigen konnte.—Am ersten Abend in Molbotts Wohnzimmer fielen Sie mir dann durch Ihr besonderes Lächeln auf, bester Draaken. Damals argwöhnte ich: dieser Draaken weiß mehr von dem Geheimnis als die übrigen, ist vielleicht gar selbst einer der Einsiedler. Denn ich mußte ja sehr wohl mit der Möglichkeit rechnen, daß Kolonisten bei dieser Sache beteiligt waren, obwohl hiergegen etwas sprach. Nun, was wohl?“ Dabei schaute er mich aufmunternd an.

Ich hüllte mich jedoch notgedrungen in Schweigen.

„Na—es sind doch Schafe verschwunden und in der Nacht auch Kühe heimlich gemelkt worden.“ meinte Harst lebhaft. „Mithin brauchten der oder die Einsiedler Lebensmittel. Wären diese *Einsiedler* Kolonisten gewesen, hätten sie sich ja daheim satt essen können. Und weiter: wäre ein Kolonist Helfershelfer des Einsiedlers gewesen, so würde er diesen wohl genügend mit Nahrungsmitteln versorgt haben. Die Wahrscheinlichkeit daß Kolonisten mit eingeweiht waren, blieb also nur sehr gering.“

„Die Schafe und die Milch sind auch nur in der ersten Zeit nach Auftauchen des Lichtes abhanden gekommen.“ warf Draaken ein. „Nachher nie wieder. Etwa in den ersten sechs Wochen verschwanden die Schafe.“

„Das erfuhr ich schon von Molbott,“ meinte Harst. „Ich habe ihn so nach allerlei ausgefragt, ohne daß er es merkte. Hauptsächlich lag mir daran, herauszubringen, ob hier ein Kolonist in letzter Zeit nach kürzerem Aufenthalt Tristan da Cunha wieder verlassen hat. Ich kombinierte nämlich so: Einer der Kolonisten mag zufällig entdeckt haben, daß der Kratersee wertvolle Dinge enthält. Er wollte diese sich heimlich aneignen, kehrte scheinbar in seine alte Heimat zurück, landete dann aber wieder auf der Insel und begann sein Einsiedlerleben.“

Hier äußerte Draaken ein lautes: „Ah—da ist ja der—“

„Ja—der aus Oesterreich gebürtige Mechaniker Werner Schadlmeyer vielleicht derjenige welcher!“ fiel ihm Harst ins Wort. „Schadlmeyer hat es hier auf der Insel

nur ein Jahr ausgehalten. Dann zog er wieder von dannen, nachdem er mit dem Kolonisten Tom Silling sich—dessen Tochter wegen entzweit hatte.“

Jetzt war es an mir mein Licht leuchten zu lassen.

„Sillings Tochter ist natürlich die Frau die Draaken damals oben auf dem Krater mit dem Manne beobachtet hat,“ sagte ich schnell.

„Allerdings!“ nickte Harst „Als Molbott mir von dieser Liebschaft erzählte, die der alte Silling in keiner Weise billigte, da—sah ich mit dem *geistigen Auge* alles ganz genau: da erkannte ich, weshalb der Einsiedler nie nachts überrascht worden war, wenn er den Scheinwerfer auf der Kanzel des Felskolosses aufgebaut hatte. Ellen Silling hat ihn eben stets warnen können. Sie hat sicherlich stets gewußt, ob etwas gegen ihren Geliebten unternommen werden sollte; sie wird auch die Luftpumpe bedient haben; sie konnte nur selten von Hause sich fortschleichen; deshalb erschien das Licht auch nicht jede Nacht, sondern oft erst nach vierzehn Tagen abermals; sie wird in der ersten Zeit Werner Schadlmeyer nicht genügend mit Lebensmitteln versorgt haben; daher stahl er Schafe und Milch.“

„Donner noch eins!“ rief Draaken. „Die ganze Sache ist nun ja so—so sonnenklar und einfach, daß man sich eigentlich ärgern muß, nicht selbst auf Schadlmeyer und die Ellen gekommen zu sein!“

„Sehr einfach!“ lächelte Harst. „Und genau so einfach ist die Erklärung für den 2-Zentnerstein, der Sie warnen sollte und den Schadlmeyer herabgestürzt haben wird, ferner für unser Bad im Kratersee und Ihren heutigen Absturz von der Kanzel, wobei der Österreicher abermals seine rücksichtslose Schlaueheit bewies, da er alles so einrichtete, als seien Geisterhände dabei im Spiel.“

Draaken schaute Harst an. „So so!“ meinte er. „Ich habe also richtig vermutet. Ich glaubte gleich nicht recht daran, daß bei Ihrem Sturz in den See lediglich ein Unfall vorlag, Master, wie Sie's uns darstellten.“

„Es war ein Attentat, Draaken, und zwar das raffinierteste, das je auf mich versucht wurde. Man hat mir schon oft Fallen gestellt und mir nach dem Leben getrachtet. Sie sollen nun auch unsere richtigen Namen wissen: mein Freund hier heißt Schraut und ich Harst!“

„Oho—Harst—Harst!“ rief Draaken begeistert. „Die Jacht MIRANDA hat uns ja die neuesten Kapstädter Zeitungen mitgebracht. Und da habe ich den Namen Harst in einem langen Artikel über den Edelstein *Rose von Rondebosch* gefunden.“—Er streckte Harst die gesunde Hand hin. „Wie freue ich mich, Sie kennen gelernt zu haben! Ich bin nur ein einfacher Tischler von Beruf, aber ich kann sehr wohl ermessen, was Sie für ein Genie von Weltruf sein müssen und—“

Harst wehrte lachend ab. „Draaken—keine Schmeicheleien. Vielleicht blamiere ich mich hier; vielleicht bringe ich nie heraus, was der Schadlmeyer im Kratersee sucht; vielleicht fasse ich ihn nie ab!—Doch jetzt wollen wir erst mal alles Theoretische unseres Falles erledigen.—Ich sagte: raffiniertestes Attentat!—Der Einsiedler wollte uns nämlich nur halb ertrinken lassen. Er muß ahnen, wer wir sind. Deshalb wollte er die beiden *Naturforscher* recht nachdrücklich daran erinnern, daß sie besser täten, das Geheimnis dieser Insel unbehelligt zu lassen. Unsere Rettung—wir gingen ja an derselben Stelle unter—ist nur so zu erklären, daß Schadlmeyer uns—erwartet hat! Und zwar—im Taucheranzug auf dem Grunde des Kratersees! Sowohl Schraut als auch ich hatten beide das Gefühl, mit den Füßen in Schlingpflanzen geraten zu sein, die eine bestimmte Zugkraft ausübten. Es wa-

ren—Stricke, die man uns um die Beine legte! Stricke, mit denen man uns aufs Trockene zog.—Nur auf diese Weise werden alle Einzelheiten dieses *Unfalls* restlos klar—eben durch die Annahme, daß Schadlmeyer uns aus der Tiefe im Taucheranzug herausholte—ich wette, Ellen Silling ist gestern nachmittag nicht daheim gewesen! Sie mußte ja die Luftpumpe bedienen, als der Einsiedler auf uns lauerte. Und—sehr wahrscheinlich wird sie auch das Felsstück zum Absturz gebracht haben, auf dem wir standen.—Ich möchte nun nur noch als letztes bemerken: wo war die Luftpumpe aufgestellt, wo war Ellen Silling, wo war der Luftschauch, der zu Schadlmeyer hinabführte?! Wir hätten doch diesen Luftschauch bemerken müssen, als der Hilferuf uns an den inneren Kraterrand lockte, als wir dann mit unseren Blicken den See absuchten!—Der Hilferuf—das deutsche Wort *Hilfe*. Auch ein Beweis für die Richtigkeit meiner Annahme, daß Schadlmeyer der Einsiedler ist! Aber—wie war es ihm möglich, diesen Ruf auszustoßen, obwohl er sich doch schon im Taucheranzug unter Wasser befinden mußte? Also eine neue Frage, die schwer zu beantworten ist und die doch nur eine einzige Antwort den ganzen Umständen nach zuläßt: es muß in der Uferwand des Sees unter Wasser so etwas wie eine Höhle geben, die sich nach aufwärts zieht, die also in ihren oberen Teilen wasserfrei ist. In dieser Höhle kann dann die Luftpumpe aufgestellt sein, kann auch Ellen Silling sie bedienen: und aus dieser Höhle kann Schadlmeyer unbetmerkt in den See hinabsteigen!—Nur so kann es sein!“

Draaken stieß ein begeistertes: Nein—was Sie schlaue sind!“ hervor, und ich erklärte gleichfalls:

„Harald, Du findest wirklich stets das Richtige heraus.“

„Nur eins nicht,“ lächelte er. „Und das ist: Was lockt Schadlmeyer immer wieder auf den Grund des Kratersees? Was?—Ich habe mir diese Frage nach allen Richtungen hin überlegt. Aber—mein Hirn versagt hier leider. Es muß sich da um etwas ganz Besonderes handeln, etwas, worauf man selbst durch schärfstes Nachdenken nicht kommen kann.—Gold? Nein! Dagegen spricht nämlich folgendes. Der See ist, wie mir Molbott zu berichten wußte, am Nordende zehn Meter, am Südende 25 Meter und in der Mitte fünfzehn Meter tief. Wie sollte also Schadlmeyer, während er hier als Kolonist lebte, ohne Taucheranzug den Seegrund untersucht haben! Und daß er erst später mit einer Taucherausrüstung hierher zurückkehrte, ist doch wohl als sicher zu unterstellen. Wozu sollte er als angehender Kolonist einen Taucheranzug nach Tristan da Cunha mitgebracht haben?! —Ja—die Frage: Was lockt ihn auf den Seegrund?—ist das schwierigste dieses Falles. Ich habe nun, um auch sie zu klären, der Jacht MIRANDA einen Brief an Lord Balle-ray mitgegeben. Der Lord soll für mich schleunigst verschiedene Nachforschungen anstellen und mir dann die MIRANDA mit dem Ergebnis hersenden. Bis dahin werden Schraut und ich uns um das Geheimnis, das ja kein Geheimnis mehr ist, nicht weiter bemühen. Sie aber, bester Draaken, müssen so tun, als ob Ihr Absturz ebenfalls ein Unfall war. Ebenso müssen Sie sich hüten, irgendwie zu verraten, wer wir sind. Schraut und ich bleiben Schraut und Hirt, obwohl ja der Einsiedler zweifellos schon weiß, daß die Naturforscher für ihn recht gefährliche Gegner sind. Vielleicht hat Ellen Silling ihm die Kapstadter Zeitungen gebracht; vielleicht ist ihm da die *Rose von Rondebosch* aufgefallen; vielleicht besitzt er genug Geist, um sich zu sagen: ‚Halt—diese Naturforscher könnten recht gut die beiden

Detektive sein, die da in Kapstadt gearbeitet haben!—So reime ich es mir wenigstens zusammen, daß der Einsiedler uns durchschaut hat!“

Ich will hier gleich bemerken: Harst hatte auch in diesem Punkte recht, wie sich später herausstellte—Morgens kurz nach sieben Uhr langten wir in der Ansiedlung an. Draaken, der mit Mutter und Schwester zusammen wohnte, wurde von Molbott in Behandlung genommen, der ein halber Arzt war. Als Molbott Harst und mich fragte, weshalb wir denn in der Nacht nochmals den Berg erstiegen hätten, meinte Harald: „Wir wollten diesen meinen Ring suchen, den ich oben auf dem Krater verloren hatte. Er ist ein Andenken und mir sehr teuer.“

Molbott gab sich mit dieser Erklärung zufrieden. So ganz geglaubt hat er sie nicht. Aber er konnte sich auch nicht recht etwas anderes zusammenreimen, das uns zu dem nächtlichen Ausflug veranlasst haben könnte. Nachher hat er uns dies offen zugegeben.

Zunächst schliefen wir beide uns nun erst mal gehörig aus. Um 6 Uhr nachmittags begannen wir dann den einzelnen Kolonisten unsere Anstandsvisiten zu machen. Die Ansiedlung hatte damals vierzehn Gehöfte. Nachdem wir zwei dieser Besuche erledigt hatten, gingen wir zum Gehöft des alten Silling, der mit Frau, zwei Söhnen und einer Tochter, eben der für uns so wichtigen Ellen, auf der vierten Bergterrasse allein hauste. Als wir bei ihm eintrafen, fanden wir die Familie beim Abendbrot in der offenen Vorhalle. Wir mußten uns sofort mit an den Tisch setzen und auch an der Mahlzeit teilnehmen. Silling war früher in England Pächter eines Bauernhofs gewesen. Jetzt hatte er es längst zu Reichtum gebracht. Er weilte bereits 16 Jahre auf Tristan da Cunha.

Ellen Silling war ein blondes, stattliches Mädchen von 22 Jahren. Sie zeigte sich sehr zurückhaltend und wortkarg. Ich merkte sehr bald, daß sie Harst und mich dauernd beobachtete.

Harst sagte unter anderem, er hätte nun vorläufig von dem Krater übergenuß. „Ich muß erst dieses Abenteuer im See vergessen. Es ist keine Kleinigkeit, dem Tode so dicht ins Auge zu schauen. Es geht an die Nerven. Ich werde mir ein paar Tage mit Robbenfang die Zeit vertreiben. Der junge Molbott will uns in seinem Boot gern mit auf die Jagd nehmen.“

Nachher begleitete uns der alte Silling noch ein Stück Wegs. Harst fragte so nebenbei, ob Ellen denn nicht heiraten wolle; es seien doch genug ledige Kolonisten hier vorhanden.

Da wurde Silling sofort erregt. „Oh, Master Hirt—heiraten könnte das Mädchel jeden Tag. Da ist zum Beispiel der Pieter Draaken. Der wirbt um sie schon zwei Jahre.“

Ah—Draaken als Bewerber Ellens! Das war uns neu; das hatte Draaken uns verschwiegen!

„Aber Ellen spukt ein anderer im Kopf herum!“ hatte Silling hinzugefügt. „So ein Windhund, so ein Mensch, auf den kein Verlaß war. Der Mensch hat hier eine Weile gelebt. Aber—er hatte so—so etwas an sich, das mir nicht gefiel. Arbeiten mochte er nicht. Ich hatte ihn bei mir aufgenommen. Er bummelte aber nur umher, schoß Vögel, angelte—kurz, zur Feldarbeit war er nicht zu brauchen. Als ich merkte, daß er mit Ellen schönat, setzte ich ihn an die Luft. Hier muß jeder fest mit zufassen, der es weiterbringen will. Dann fuhr er eines Tages mit einem Dampfer auf Nimmerwiedersehen nach Kapstadt zurück. Ellen heulte sich erst die

Augen rot. Na—nun ist sie wieder vernünftig geworden. Aber—heiraten will sie nicht. Sie liebt die Einsamkeit. Sie wohnt ganz allein drüben auf der fünften Terrasse in einem Hüttchen und beaufsichtigt meine Rinderherde. Ein tüchtiges Mädel—aber für die Ehe ist sie nicht zu haben!“

„Weshalb sagte Ihnen denn der Schadlmeyer nicht zu? Nur weil er etwas arbeitsscheu war?“ meinte Harst darauf.

„Hm—der Mensch sah ganz so aus, als hätte er ein schlechtes Gewissen, Master Hirt. Ich merkte zum Beispiel genau: wenn der Regierungsdampfer hier erschien, verschwand er stets spurlos und ließ sich erst nachher wieder blicken. Es machte den Eindruck, als ob der Schadlmeyer sich vor der Dampferbesatzung nicht sehen lassen wollte. Er war auch mit einer Brigg von Kapstadt hierher gekommen, die uns Ackergeräte brachte, und er hatte sich in Kapstadt scheinbar so als blinder Passagier an Bord geschlichen. Na—zum Glück hat er Tristan da Cunha ja bald wieder den Rücken gekehrt.“

Silling verabschiedete sich gleich darauf. Als wir allein nun Molbotts Gehöft zuschritten, sagte Harald, indem er seinen Arm in den meinen schob:

„Lieber Alter, Sillings Herzenserguß war sehr wertvoll. Ellen wohnt allein! Und Schadlmeyer hatte ein schlechtes Gewissen offenbar!—Ich glaube, ich hätte den Brief an Lord Balleray der Jacht gar nicht mitzugeben brauchen. Ich ahne, was Schadlmeyer auf dem Grunde des Kratersees sucht.—Was meinst Du, wenn wir auch diese Nacht wieder auf dem Berge zubringen würden? Oder—wollen wir uns in der Nähe von Ellens Almhütte auf die Lauer legen? Ich hätte die größte Lust dazu.“

Ich schwieg. Ich hatte nämlich gar keine Lust dazu! Ich hätte mich in meinem Bett ja fraglos wohler gefühlt als auf dem vertrackten Krater oder im Grase als Lauscher.

Harst drückte meinen Arm. „Du—vielleicht können wir das Pärchen abfassen; vielleicht führt uns Ellen zu Schadlmeyers Versteck, zu seiner Einsiedelei! Ich jedenfalls bleibe diese Nacht nicht daheim!“

Ich warne den verehrten Leser vor voreiligen Schlüssen, zu denen er vielleicht durch die Überschrift dieses Kapitels verführt wird. Er wird denken: „Aha—Schadlmeyer ist James Palperlon, das Verbrechergenie!“

Ein großer Irrtum, sehr geneigter Leser.—Wäre Schadlmeyer James Palperlon gewesen, dann hätte derselbe Palperlon ja kaum zu derselben Zeit, als er auf Tristan da Cunha als Einsiedler wirkte, uns auch anderswo in Atem halten können, zum Beispiel in Kopenhagen und Stockholm, wie aus den vorhergehenden Bänden dieser Sammlung ersichtlich ist.

Nein—Palperlons Ende war insofern tragischer, als hier ein Verbrecher den anderen beseitigte. Nicht ein Diener der strafenden Gerechtigkeit erschoss Palperlon etwa in der Notwehr, nein—der Lebensfaden dieses außerordentlichen Menschen, hinter dem die Polizei aller Kulturstaaten her war, wurde auch entsprechend seiner Laufbahn als ungewöhnlicher Verbrecher auf ungewöhnliche Weise durchschnitten.

Ich glaube diese Vorbemerkung Palperlon gewissermaßen schuldig zu sein. Ich bringe sie zu Anfang dieses Kapitels, da eine Einschaltung in die Schilderung der weiteren Ereignisse mir unzweckmäßig erscheint.

Als wir bei Molbotts Haus anlangten, war es kurz vor elf Uhr nachts. Der junge Molbott stand noch auf dem Hofe und spannte bei Laternenlicht Robbenfelle zum Trocknen aus. Er hatte nachmittags fünfzehn Robben erlegt und erzählte uns ganz stolz von seinem Jagdglück. Dann meinte er plötzlich, etwas geheimnisvoll tuend:

„Ich habe nachmittags etwas beobachtet, das mir sehr zu denken gibt. Ich bemerkte nämlich ein Segelboot, das auf die Nachbarinsel Inaccessible zuhielt. Als ich darauf zusteuerte, verschwand es in den hohen Klippen, zwischen denen es ja eine Unmenge Kanäle gibt. Das Segelboot war wie eine Jacht getakelt. Leider war die Entfernung zu groß. Wieviel Leute an Bord waren, konnte ich nicht feststellen. Vielleicht steht das Boot aber zu der Lichterscheinung irgendwie in Beziehung. Ich will morgen jedenfalls die Gestade der Nachbarinsel mal ganz genau absuchen.“

„Und uns nehmen Sie mit!“ bat Harst.—Dann gingen wir in unser Zimmer, blieben hier aber nur eine halbe Stunde, kletterten wieder zum Fenster hinaus und schlichen die Terraren empor zu Ellen Sillings Hütte, die aus luftgetrockneten Ziegeln mit einem Dach aus Moos und Strauchwerk sehr sauber errichtet war. Es gab da nur ein Fenster. Es war erleuchtet. Der rote Leinenvorhang stand an der linken Seite etwas ab. Wir waren lautlos bis dicht an das Fenster gelangt, sahen nun Ellen Silling an einem Tisch dicht vor dem Fenster sitzen. Eine kleine Petroleumlampe brannte auf einer Kommode neben dem Tisch. Das Mädchen hatte die Arme aufgestützt, die Hände vor das Gesicht und weinte—weinte so sehr, daß ihr Körper unter diesen Ausbrüchen eines wilden Schmerzes förmlich bebte.

Wir zogen uns dann in ein nahes Gebüsch zurück. Kurz nach Mitternacht erlosch das Licht. Dann hörten wir die Tür der Hütte knarren. Ellen erschien, spähte erst mehrere Minuten argwöhnisch umher und begann nun den Vulkan zu ersteigen. Sie wählte einen Weg, der wohl nur ihr bekannt war.

Die Nacht, sternenklar, aber windig, erleichterte es uns, ziemlich dicht hinter ihr zu bleiben. Sie fühlte sich offenbar ganz sicher. Ohne sich auch nur ein einziges Mal auszuruhen, klomm sie bergan. Für mich bedeutete dieser Marsch ein Schwitzbad. Harst war mir stets um einige zehn Schritt voraus. Der Wind, der in den Büschen und den hohen Rohrstauden rauschte und knisterte, verschlang alle verräterischen Geräusche unserer Füße.

Da—als wir uns noch etwa fünfzig Meter unterhalb des eigentlichen Vulkankraters befanden, ertönte oben ein Schuß—gleich darauf noch einer.

Ellen hatte halt gemacht. Ich sah an ihrer Körperhaltung, daß sie lauschte. Dann stieg sie hastiger bergan, lief beinahe.

Inzwischen war der Mond aus dem Meere aufgetaucht. Es wurde so hell, daß Harst aus Vorsicht weiter zurückblieb. Wir mußten warten, bis das Mädchen oben auf dem Kraterrand verschwunden war. Nach fünf Minuten setzten wir uns wieder in Bewegung.

Plötzlich über uns von dem Felskoloß her eine blendende Lichtbahn. Diesmal aber nicht in Richtung auf die Oberfläche des Kraters, sondern genau hinab auf die Ansiedlung bis zu der die Scheinwerferstrahlen freilich nicht reichten. Immerhin war jetzt ein Teil der Terrassen klar erleuchtet, was ein Bild von eigenem Reiz abgab. Ich starrte wie gebannt auf dieses Bild. Jeden Augenblick mußte ja der Scheinwerfer die Richtung ändern. Aber—es geschah nicht!

Harst umklammerte meinen Arm.

„Du—hier ist etwas besonderes im Gange!“ flüsterte er. „Ohne Grund läßt Schadlmeyer den Lichtkegel nicht auf die Ansiedlung fallen!—Vorwärts—nimm Deine Pistole zur Hand. Ich ahne was der Schuft vorhat. Er will Tristan da Cunha verlassen. Der Lichtkegel ist der höhnische Abschiedsgruß für die Kolonisten!“

Er sprang in langen Sätzen aufwärts. Ich keuchte hinterdrein. Oben auf dem ringförmigen Kraterplateau war es jetzt so hell, daß wir sofort Ellen Silling gewahrten, die unweit des riesigen Felsblockes am Boden neben einem lang ausgestreckt daliegenden Manne kniete.

Als sie uns hörte, fuhr sie empor, schrie entsetzt auf. wollte fliehen. Harst vertrat ihr den Weg.

„Bleiben Sie, Miß Silling!“ sagte er befehlend. „Ich weiß alles. Sie haben Schadlmeyer hier beim Absuchen des Seegrundes geholfen.“

Sie stand jetzt regungslos da. Harst winkte mir, auf sie achtzugeben, beugte sich dann über den Fremden, dessen Mütze zwei Schritt weiter auf den Felsen lag. Nach einer Weile richtete er sich wieder auf.

„Miß Silling—kennen Sie diesen Mann?“ fragte er.

Sie schüttelte wie geistesabwesend den Kopf. „Der Mann hat einen Schuß quer durch die Brust,“ fuhr Harst fort. „Daß Schadlmeyer ihn niedergeschossen hat, unterliegt keinem Zweifel.“

Der Scheinwerfer erstrahlte noch immer. Er war oben auf der Felskanzel aufgestellt.

„Wissen Sie Miß Silling, weshalb Schadlmeyer heute dem Lichtkegel diese Richtung gegeben hat?“ meinte Harst jetzt freundlicher.

Wieder nur das Kopfschütteln.

„Weil er—fliehen will!“ sagte Harst laut. „Weil er jetzt ein Boot zur Verfügung hat—das dieses Mannes, seines Opfers!“

Ellen Silling trat auf Harst zu. „Ich will alles—alles gestehen!“ flüsterte sie unter Tränen. „Schadlmeyer hat mich zu umgarnen gewußt. Er—er hatte in den Diamantgruben von Waterkool Diamanten gestohlen. Er flüchtete hierher. Als dann eines Tages der Regierungsdampfer hier eintraf, glaubte er, daß Polizeibeamte an Bord seien. Da hat er die Diamanten—es waren gegen zweihundert in allen Größen—in den Kratersee geworfen—lose—hat sie über die ganze Seefläche ausgestreut. Sie sollten niemals mehr gefunden werden. Nachher, als er erkannte, daß er sich unnötig gefürchtet hatte, wollte er sie wieder herausholen. Ich—half ihm dabei. Ich habe die Luftpumpe seiner—“

„Das ist mir bekannt,“ meinte Harst. „Nicht wahr—es zieht sich eine Höhle vom Steilufer des Sees bis zu dem Felskoloß hin?“

„Ja—so ist's. Der Scheinwerfer mußte auf dem Felsvorsprung dort aufgestellt werden, weil er sonst nicht die ganze Oberfläche des Sees beleuchtet hätte. Die Diamanten waren zum Teil in Spalten und Risse des Kraterbodens gefallen. Das Suchen war sehr mühsam.—Ich liebte Schadlmeyer. Aber wir haben uns jetzt entzweit, weil er Sie beide und Draaken beinahe getötet hätte. Diesen Unglücklichen da kenne ich wirklich nicht.“ Sie schluchzte laut auf und sank in die Knie, hob den Kopf des Fremden etwas an. „O mein Gott—retten Sie den Ärmsten, doch helfen Sie ihm!“ flehte sie. „Sie sind doch Harald Harst, der Detektiv! Sie werden—“

Da hatte der Bewußtlose die Augen geöffnet, stützte sich mit den Händen auf das Gestein, schaute erst das Mädchen, dann uns an. „Harst!“—Wie ein geröchelter Hauch klang's nur. „Harst—ich bin—James Palperlon. Ich—fühle—es geht zu Ende mit mir. Ich—hatte Sie in Kapstadt—im Hotel Atlantik—belauscht. Ich—wollte auch—das Geheimnis hier—aufklären—kam gestern nachmittag mit einer kleinen Jacht allein—“

Ein Blutstrom schoß ihm aus dem Munde. Er sank zurück. Aber noch einmal erholte er sich für Sekunden.

Auch wir knieten jetzt neben ihm.

Sein Blick suchte Harsts Gesicht.

„Ich—möchte—gutmachen, was ich—gefehlt. Sie—sollen—mein—Testamentsvollstrecker sein—“

Das folgende vernahm nur noch Harst, der sich ganz tief über den Sterbenden gebeugt hatte.

Dann ging es wie ein krampfhaftes Zucken durch Palperlons Leib.

Dann—war alles vorüber. James Palperlon war tot.—

Wir ließen die Leiche wo sie lag, hasteten den Berg hinab, alarmierten die Kolonisten, damit Schadlmeyer mit Hilfe des der Ansiedlung gehörigen Motorkutters sofort verfolgt würde.

Ich will diese Verfolgung nicht näher schildern. Wir machten sie auf dem Kutter mit. Die mondhelle Nacht gestattete uns, mit Fernrohren das Meer abzusuchen. Der Windrichtung nach mußte Schadlmeyer einen westlichen Kurs eingeschlagen haben, wenn er schnell aus der Nähe der Inseln fortkommen wollte.

Als der Morgen zu grauen begann, schief die leichte Brise völlig ein. Um $\frac{1}{2}$ 7 hatten wir den Flüchtling auf 500 Meter vor uns.

Wir sollten seiner nie habhaft werden. Wir wurden Zeugen, wie er, auf dem Kajütendach der kleinen Jacht stehend, die Edelsteine hoch in die Luft warf, wie sie ins Meer fielen, versanken.

Dann—schoß er sich eine Revolverkugel in die Schläfe, taumelte über Bord, ging unter, tauchte nicht mehr auf.

Am folgenden Tage wurde Palperlon beerdigt. Kurz vorher begaben wir uns in das Vorratshaus, wo der Sarg aufgestellt war. Harst zog dem Toten den linken Schuh aus, schraubte mit der Messerklinge von dem Absatz das Hufeisen ab und hob so eine Lederplatte ab, unter der in dem hohlen Absatz ein ganz eng zusammengefaltetes Papier lag.

Harst steckte es zu sich, brachte den Schuh wieder in Ordnung und zog ihn dem Toten wieder an.

Das Papier war Palperlons Testament. Er hatte gewünscht, daß Harst von diesem Schriftstück zunächst niemandem, nur mir, Mitteilung machte. So geschah es auch.

Auf dem weltfernen Tristan da Cunha liegt der große Verbrecher unter einer Palme begraben. Die Kolonisten haben auf den Hügel eine aus gebranntem Ton hergestellte Tafel mit der Aufschrift gesetzt, die auf Deutsch lautet:

„Das friedliche Eiland gab Dir Frieden.“—

Ellen Silling ist jetzt Pieter Draakens Weib. Harst hat von Draaken verschiedentlich Briefe erhalten und diese auch stets beantwortet.

Und Palperlons Testament?

Ich will über dessen Inhalt und über das, was es uns und der Welt eintrug, im nächsten Band berichten in: *James Palperlons Vermächtnis*.

